HELLMUT THOMKE (Hg.), **Deutsche Spiele und Dramen des 15. und 16. Jahrhunderts**. Frankfurt am Main 1996. 1186 S. (Bibliothek der Frühen Neuzeit, Erste Abt.: Literatur im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. 2; Bibliothek Deutscher Klassiker. 136.)

»Die Auswahl dieses Bandes ist vom Versuch bestimmt, möglichst gute Stücke zu bieten, auch wenn Überragendes nicht vorgelegt werden kann. Darüber hinaus sollen der Reichtum der Zeit und die wichtigsten Formen zur Geltung kommen. Die verschiedenen literarischen Landschaften des gesamten deutschen Sprachraums und damit auch die noch sehr unterschiedlichen Schriftsprachen des Zeitalters sollen sich in den ausgewählten Stücken spiegeln. Erklärende Fußnoten und knappe sprachliche Kommentare wollen dem Leser über die Schwierigkeiten hinweghelfen, die sich daraus ergeben.«

Mit diesen Worten beschreibt der Herausgeber (S. 904) die nicht einfache Aufgabe, die er sich gestellt hat und der er sich in beeindruckender Weise gewachsen zeigt. In der Tat, es sind keine großen Werke, welche die frühneuhochdeutsche Literatur in der dramatischen Gattung hervorgebracht hat, und ihr Defizit offenbart sich deutlich beim Vergleich mit den lateinischen Dramen eines Thomas Naogeorgus oder Nicodemus Frischlin bzw., um die katholische Welt heranzuziehen, der frühen Jesuitendramatiker vom Format des Jacobus Pontanus oder Jacobus Gretser. Es ist im wesentlichen ein ästhetisches Defizit, das auf elementare Weise in der Sprache zum Ausdruck kommt: Deutsche Knittelverse mit ihren oftmals nur auf gedanklichen Nullrunden erzielten Endreimen tun sich schwer gegen den bereits im antiken Drama bewährten jambischen Senar. Die lateinische Sprache, deren sich die Humanisten für ihr Theater bedienen, ist die große kulturelle Konstante der Frühen Neuzeit, für jeden gleich verbindlich und erlernbar, während die im vorliegenden Band vertretenen Auto-

ren in ihrer jeweiligen Provinz einsam und mühsam um eine Schriftsprache ringen und die ihnen gemäßen Formen erst finden müssen. Daraus ergibt sich automatisch ein nicht nur zeitlich, sondern auch lokal und konfessionell sehr breites Spektrum. Mitten durch die hier dokumentierte Epoche verläuft die unerbittliche Trennlinie der Reformation. Die neue Lehre beherrschte für mehrere Jahrzehnte die deutsche Dramatik fast ausschließlich, und so sind die Verhältnisse durchaus angemessen wiedergegeben, wenn Thomke aus nachreformatorischer Zeit nur ein einziges katholisches Stück ediert, allerdings ein bemerkenswertes: Ferdinands II. von Tirol, eines Kaisersohns, ›Speculum vitae humanae‹ vom Jahre 1584. Es ist überraschenderweise in Prosa geschrieben, und das hat ihm gut getan. Nicht auszuschließen, daß der von den Jesuiten ausgebildete Ferdinand seine tatsächlich »oft frisch und originell« (S. 1142) wirkende Prosa bewußt der drohenden Alternative des sonst üblichen paarweise gereimten viertaktigen Knittelverses vorgezogen hat.

Zunächst aber ist der reiche Inhalt des Bandes kurz zu beschreiben. Den Anfang machen zwei Vertreter des frühen Nürnberger Fastnachtspiels, Hans Rosenplüt (ca. 1400 bis nach 1460) mit ›Des Königs von England Hochzeit‹ und ›Die sieben Künste der Fastnacht‹ und Hans Folz (ca. 1435/40–1513) mit ›Bauernheirat‹ und ›Bauernspiel‹. Es folgen drei alemannische Spiele, die den gewichtigen Beitrag der Eidgenossenschaft zur frühen deutschen Dramatik dokumentieren und in besonderer Weise zeigen, wie das Fastnachtspiel in seiner neuen, seriöseren Funktion politische und dann vor allem reformatorische Ideen transportiert. Es handelt sich um ›Das Spiel von den alten und jungen Eidgenossen‹ des Balthasar Spross (ca. 1490–1521), um ›Die Gauchmatt‹ des nicht gerade zimperlichen Basler Autors und Druckers Pamphilus Gengenbach (ca. 1480–1524/25) und um das polemische Reformationsdrama ›Vom Papst und seiner Priesterschaft‹ des Malers, Architekten, Staatsmanns und Dichters Niklaus Manuel (1484–1530). Dieser zuletzt genannte Text ist der vielleicht beste der ganzen Sammlung: von großer Kraft der Gedanken und Bilder und von unglaublicher Entschiedenheit in seiner politischen Position. Evangelisch rein repräsentiert ist die Epoche durch zwei Bibeldramen: Sixt Bircks (1501–1554) ›Judith‹ und Paul Rebhuns (1500/05–1546) formal vielgestaltige ›Susanna‹ mit ihrem Prosavorwort ›An die Deutschen Tichter und Leser‹ (S. 332–334), in dem der Verfasser bemerkenswerte Reflexionen über die (zumal den Reim betreffenden) Möglichkeiten und Bedürfnisse der ihm zeitgenössischen deutschen Sprache vorträgt. Es folgt der biedere Hans Sachs (1494–1576) mit zwei von seinen insgesamt 85 Fastnachtspielen (›Der fahrende Schüler im Paradeis‹ und ›Das Kälberbrüten‹) und mit der langatmigen Meistersingertragödie ›Der Hörnerne Siegfried‹, der ersten dramatischen Darstellung der Nibelungensage. Mit Jakob Ayrers (1544–1605) ›Fastnachtspiel von dem Engländischen Jan Posset‹, einem von den englischen Wanderkomödianten beeinflussten, durch reiche Regieanweisungen gesteuerten aktionsreichen Singspiel, ist die Geschichte des Nürnberger Fastnachtspiels abgeschlossen. Es folgen noch zwei be-

merkwürdige ›Moralitäten‹. Diese Gattung, die den Menschen traditionellerweise lehrt, wie er leben soll, damit er ruhig sterben kann, hat ihre Wurzeln in England und in den Niederlanden. Sie ist auch für das religiös orientierte lateinische Drama von außerordentlicher Bedeutung. Die erste hier präsentierte ›Moralität‹, ein wahrhaft eindringliches ›Jedermann‹-Stück mit dem Titel ›De düdesche Schlömer‹, verfaßte in mittelniederdeutscher Sprache der holsteinische Pfarrer und Lübecker Prediger Johannes Stricker (1540–1598), der mit seinem strengen, zu christlichem Leben mahnenden Stück den holsteinischen Adel so getroffen und erbost hat, daß er nur knapp einem Mordanschlag entging. Die zweite ›Moralität‹ ist das oben schon gelobte ›Speculum vitae humanae‹ des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol (1529–1595).

Der Herausgeber hat seine Texte mit wünschenswerter wissenschaftlicher Ausstattung versehen: unter dem laufenden Text, der, nach der (hier nicht zu kritisierenden) Vorgabe des Verlags, in der Regel die unveränderte Erstfassung wiedergibt, befindet sich ein *ad-hoc*-Glossar, in dem sprachliche Schwierigkeiten geklärt werden. Im Kommentar (S. 899–1150) findet man, nach einer kurzen generellen Einführung, zu jedem einzelnen Stück die nötige Auskunft über »Textgrundlagen«, »Textüberlieferung« und »Textredaktion«, dann folgen kurze Kapitel zum Verfasser, zur Entstehung, zu »Struktur und Gehalt« und »Zur Sprache« des jeweiligen Textes. Danach beginnt der »Stellenkommentar«, der (wie auch im Falle der Spracherläuterungen) je nach Erklärungsbedarf sehr kurz (etwa bei Hans Sachs oder Ayrrer) oder auch sehr ausführlich (bei Manuel und zumal bei Stricker) sein kann. Besonders hervorzuheben ist hier Thomkes Entdeckung, daß die Argumentation Manuels in auffälliger Weise mit Martin Luthers Ermahnung ›An den christlichen Adel deutscher Nation‹ von 1520 übereinstimmt. Den Abschluß bildet ein reiches, nach den edierten Autoren spezifiziertes Literaturverzeichnis (S. 1151–1181).

Alle Erläuterungen, die sprachlichen wie die sachlichen, zeugen von Kompetenz, Sorgfalt und Fleiß (es waren ja zahllose historische Einzelheiten zu recherchieren). Es wäre müßig, über die vom Herausgeber getroffene Auswahl bei den sprachlichen Erläuterungen zu rechten. Jeder Leser hat hier, entsprechend seiner Herkunft, seine individuellen Defizite. Auch ist grundsätzlich wohl nicht eindeutig zu entscheiden, ob etwa ein oft wiederkehrendes schwieriges Wort immer wieder glossiert werden muß oder ob mit einem gewissermaßen zu erziehenden, allmählich kompetenter werdenden Leser gerechnet werden darf. Aber über welche Strecken würde diese erworbene Kompetenz reichen? Gerade bei solchen Texten muß man wohl eher an ›punktuelle‹ Leser denken, die nicht bei Rosenplüt schon so viel gelernt haben, daß sie, wenn sie Ayrrer lesen, nicht mehr mit sprachlichen Hilfen bedient werden müßten.

Natürlich gibt es im Kommentar auch diskutierbare Inkonsistenzen: zum Beispiel wird *dorf(f)en* o.ä. in der Bedeutung ›bedürfen‹, ›brauchen‹ sehr oft und immer wieder erklärt, aber manchmal eben auch (warum?) nicht: z. B. S. 342 und 372; auf S. 247 liest man zu *durchächt* die Fußnote

›verfolgt‹, 41 Seiten davor war der Vers *Deßglich die welt hatt dich durch-echt* noch unkommentiert geblieben; ebenso ist erst auf S. 875 der Ausdruck *in die züg greifen* als ›sterben‹ erklärt, obwohl schon auf S. 859 die Regieanweisung steht: *Darauff greiff die krancke Fraw in die Züge*. Manche Erklärung des Herausgebers erscheint unnötig – oder darf man schon nicht mehr damit rechnen, daß jemand, der sich für diese Texte interessiert, auch (im günstigsten Falle vom Mittelhochdeutschen her) Wörter wie *vast* (›sehr‹), *baß* (›besser‹), *lobesam* (›lobenswert‹), *vor* (›vorher‹), *geren* (›gern‹), *flux* bzw. *fluchs* (›sofort‹), *unfall* (›Unglück‹) und vieles dergleichen einfach kennt oder doch sicher erraten kann? Nahe läge es übrigens auch, und das könnte manchem philologisch reizbaren Leser ein kleines etymologisches Aha-Erlebnis bescheren, wenn etwa *wern* nicht (nur) mit ›verbieten‹, sondern (auch) mit ›wehren‹ erläutert würde, dementsprechend *zag* (›unentschlossen‹) mit ›zögernd, verzagt‹, *runen* (›flüstern‹) mit ›raunen‹, *kyven* (›schimpfen‹) mit ›keifen‹ usw.

Es ist unvermeidlich, daß bei den vielen hundert Erläuterungen über zum Teil sehr entfernte Gegenstände und Verhältnisse hin und wieder Versehen unterlaufen. Im folgenden soll einiges davon richtiggestellt werden:

In Rosenplüts Schlußvers *Die ler habt euch allen zu einer lecz* (S. 19) bedeutet *zu einer lecz* nicht, wie es in der Fußnote heißt, ›zum Abschied‹, sondern: ›zu einer Lektion (Belehrung)‹. Gengenbachs Randglosse *Grego. XXX. mo* (S. 137) bezieht sich auf Gregors des Großen ›Moralia in Iob‹ (ed. M. Adriaen, Corpus Christianorum 143B, Turnholti 1985, Buch 30, cap. 3, S. 1496–1502, bes. Nr. 15), nicht auf den kurz davor zitierten Gregor von Nazianz, bei dem Thomke vergeblich gesucht hat. *Benedicite* (S. 144) heißt nicht ›gesegnet‹, es ist vielmehr das imperativische Initium des liturgischen Tischgebets (›Sprecht den Segen‹). *Wenn ich das baepstlich recht allegiert* (Manuel, S. 149) bedeutet nicht ›Wenn ich zum päpstlichen Recht Schriftstellen angeführt habe‹, sondern: ›Wenn ich das kanonische Recht zitiert habe‹. Der Akteur mit dem sprechenden Namen *Classicus* in Bircks ›Judith‹ ist nicht einfach ›hier: Soldat‹ (so Thomke S. 1049), sondern, wie aus der Handlung hervorgeht, derjenige, der das Zeichen zum Kampf gibt (in der Antike mit der Trompete, dem *classicum*, hier mit der Trommel). Am Ende des ›Judith‹-Textes steht das folgende elegische Distichon:

*Haud nostris viribus tribuas quae minima summi
Largiter effundunt, munera larga Dei.* (S. 325)

Thomke übersetzt: ›Nicht unseren Kräften schreibe zu die großen Gaben Gottes, die [selbst] die Begabtesten zwar reichlich, [aber doch nur] in unbedeutender Weise, hervorbringen‹ (S. 1054). Dieser deutsche Satz ist ebenso befremdlich wie der grobe prosodische Fehler im hier zitierten lateinischen Vers, nämlich das daktylisch gemessene *minima*. Es spricht vieles dafür, daß hier ein abgekürztes *numina* falsch zu *minima* aufgelöst wurde und somit das unproblematische, in der klassischen Antike, etwa bei Vergil, gut belegte *numina* in den Text gehört. Das Distichon ist also wahrscheinlich, weniger verwunden, so zu übersetzen: ›Man sollte nicht unseren eigenen Kräften die reichen Gaben zuschreiben, die doch nur das Walten des höchsten Gottes so reichlich über uns ausgießt.‹ In dem lateinischen Zitat, mit dem in Strickers ›Schlömer‹ der Narr das Geschehen *a parte* kommentiert, muß das letzte Wort (wiederum auch *metri causa*) *virum*, nicht *virorum* heißen (S. 614 und 1111). Bei Spross rühmt

ein *Eidgenos* den tugendfesten Bauernstand und sagt: *Sömlichs hatt Homerus betracht / unnd die burscheit sälig geacht* (S. 66). Hier ist Homer offenbar mit Vergil verwechselt, der ja ein berühmtes ›Lob des Landlebens‹ in seine ›Georgica‹ (II, S. 458–474) eingefügt hat. (Thomkes etwas ratloser Kommentar zur Stelle, S. 955, kann also entfallen.) Zur Prologbitte um Ruhe im ›Hörnernen Siegfried‹ (S. 486) heißt es im Kommentar: »Die Tradition der Aufforderung zu schweigen läßt sich bis zum mittelalterlichen Osterspiel zurückverfolgen« (S. 1081). Tatsächlich konnte Hans Sachs diese Bitte viel regelmäßiger in den Komödien des Terenz finden, auf die er sich ja auch sonst bezieht.

Von solchen sehr partikulären Kritikpunkten unberührt bleibt das abschließende Urteil: Hellmut Thomke hat sich mit dieser mustergültigen Edition große Verdienste um die frühneuzeitliche deutsche Literaturgeschichte erworben.

GÖTTINGEN

FIDEL RÄDLE